

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 74.

Berlin, Sonnabend den 21. Juni

1845.

Belgien.

Briefe von der Reise.

III. Holland und Belgien. — Sympathien und Antipathien. — Belgiens religiös-politische Stellung. — Universitäten. — Die Liberalen und die Verfassung. — Vlaemische Sprache in Flandern und Brabant. — Samwerke in Gent.

Die Frage, ob Holland und Belgien wohl zusammengehören oder nicht, ob die Ehe, die der Wiener Kongress geknüpft, oder ob die Scheidung, die in Folge der französischen Juli-Revolution zu Stande gekommen, ein naturgemäheres Ereigniß war, beantwortet sich der Reisende, der beide Länder mit unparteiischem Blick betrachtet, bald in dem einen und bald in dem anderen Sinne. Kontraste sowohl als Aehnlichkeiten begegnen uns auf jedem Schritt und Tritt; wir fühlen, daß wir in Belgien auf anderm Boden uns bewegen, eine andere Luft einathmen als in Holland, und dennoch erinnern uns die redenden Denkmale der Jahrhunderte, die herrlichen Rathhäuser und Kirchen, wie die kaum noch zu reden wagenden Kinder des Volkes, die nicht vlaemisch sprechen, weil es außer Mode ist, und nicht französisch, weil sie sich damit zu blamiren fürchten, daß wir auch hier und wie in Holland unter Niederländern und unter den Schöpfungen niederdeutschen Kunstfleißes befinden. Die erste Wahrnehmung des Reisenden, der aus Holland nach Belgien kommt, ist freilich ein Kontrast, und zwar ein wohlthuender, denn die Reisekosten werden um die Hälfte geringer: wir bekommen in Belgien für einen Franc fast dasselbe, was in Holland einen Gulden kostet; doch müssen wir uns dabei, wohl zu merken, außerhalb des Bereichs der englischen Reisenden halten, denn wo diese in größeren Karavanen durchziehen, da ist es in belgischen Gasthöfen, wie in holländischen, rheinländischen und schweizerischen, eben so theuer wie in England selbst: es ist, als ob die Gastwirthe den Engländern überall ihr Vaterland, wenn auch nur durch die Verzehrungskosten, ins Gedächtniß zurückerufen wollten! Gleichwohl bewährt sich im Allgemeinen auch hier, daß in den Ländern wohlfeiler leben ist, die nach kleineren Zahlenwerthen rechnen. Belgien hat nicht bloß den alten Münzfuß abgeschafft, der hier bis zum Jahre 1830 gegolten, sondern sich auch dem französischen Zahl- und Zahlssystem so eng angeschlossen, daß es im gewöhnlichen Verkehr kaum möglich ist, die eine Valuta gegen die andere auszugleichen, ohne einem Geldverlust ausgesetzt zu seyn. Dadurch ist allerdings der Zweck erreicht worden, und der Verkehr zwischen beiden Ländern wird fast nur noch durch das dreimal wöchentlich von Rotterdam nach Antwerpen und eben so oft zurück fahrende Dampfschiff erhalten. Indessen ist es gerade das, was jetzt noch in einem Theile von Belgien die Verstimmlung über die Trennung, die nun schon eben so lange währt, als das Beisammenseyn gedauert hat, noch so rege erhält, daß man bei Gelegenheit der letzten Wahlen wieder von den Bestrebungen der „Orangisten“ in Antwerpen, Gent und Brügge gehört und daß eine Zeitung, der *Observateur*, sogar von dem hier und da herrschenden Gedanken einer Rückkehr zu den Zuständen von 1829 gesprochen hat. Kennt sich doch ein in Gent, dem Mittelpunkt und Hauptstutz der flandrischen Fabrikanten, die fast für die holländischen Kolonien arbeiten, erscheinendes und viel gelestes Blatt auch jetzt noch *Messenger de Gand et des Pays-Bas*, und ganz konsequent bringt es darum auch die Nachrichten aus Holland nicht unter der Ueberschrift eines fremden Landes, sondern unter der Rubrik *Indienland*. Gleichwohl kann man annehmen, daß die Scheidung von Holland und Belgien auf ewige Zeiten geschehen sey. Beide Länder fühlen sich zu sehr als das, was sie jedes insbesondere sind und gelten, als daß sich eines nachmals an das andere ganz hingeben könnte. Holland ist sich selbst genug und verschmäht es, sich durch Provinzen vergrößert zu sehen, von denen es über die Schultern angesehen wird, und Belgien andererseits fühlt, daß es durch die eigenthümliche religiös-politische Stellung, die es sich errungen, weder zu Holland noch zu Frankreich paßt, und wie sehr ihm auch die holländischen Abzugskanäle fehlen, wie sehr es auch französische Sitte nachahmt und die französische Sprache liebt, wird es doch immer unabhängig von dem einen wie von dem anderen Nachbar zu bleiben suchen, dem es eben so häufig seinem ganzen inneren Wesen nach widerspricht, als es hier und da Berührungspunkte mit ihm hat.

Ich habe von der eigenthümlichen religiös-politischen Stellung Belgiens gesprochen; damit will ich keinesweges ausdrücken, daß der belgische Staat als solcher einen religiösen Charakter habe. Gerade im Gegentheil ist es eben der Umstand, daß die belgische Verfassung keinerlei Staatsreligion anerkennt, den Individuen aber volle Religionsfreiheit, so wie den Religionen die unbedingteste Repräsentation gestattet, was das unterscheidende Moment dieser

Verfassung von der der Engländer, Franzosen, Holländer, Spanier und aller anderen europäischen Nationen bildet. Es wird dieses Moment freilich von der streng katholischen Partei meistens für ihre Zwecke ausgebeutet; die Jesuiten haben überall im Lande Missionen und Schulen errichtet; die unter den Auspizien des Erzbischofs von Mecheln stehende „katholische Universität“ Löwen ist die blühendste Hochschule des Landes; aber auch jeder anderen Religionspartei ist es unverwehrt, in Lehre und Praxis auf gleiche Weise thätig zu seyn; sie kann, wenn sie sich als Glaubensgemeinschaft konstituiert hat, auf die Unterstützung des Staates eben so zählen wie die katholische Mehrheit, und wenn auch von den Jesuiten angefeindet, so gewinnt doch die erst seit zehn Jahren bestehende „freie Universität“ Brüssel immer mehr an Ausdehnung und Einfluß, so daß sie bald neben Löwen ihren Rang einnehmen dürfte. Jene eigenthümliche religiös-politische Stellung der Belgier also ist es, die ihren Stolz ausmacht und die sie davor bewahren wird, Frankreich sich in die Arme zu werfen, wie es einige leidenschaftliche Wallonen wünschen, oder Holland, wie es eine noch kleinere Zahl von Fabrikanten oder Rhedern in Flandern möchte. Zwar kämpfen auch die Liberalen in Belgien gegen einige Bestimmungen der Verfassung an, und hier tritt die ganz eigenthümliche Erscheinung ein, daß es die Gegner des Unterdrückungssystems sind, die sich eben so gegen den niedrigen Wähler-Census — besonders auf dem Lande, wo die Wähler meistens in den Händen der Geistlichen sind — als gegen das freie Unterrichtssystem erheben, aber auch diese überzeugen sich immer mehr von der Inkonsequenz, die in ihrem Verfahren liegt, besonders wenn sie selbst, wie es nur zu häufig geschieht, an die Wähler im Volke sich wenden und von den Mitteln des freien Unterrichts Gebrauch machen, um ihre eigenen Ideen zu verbreiten.

Ich habe Belgien hauptsächlich in seinen flämischen Theilen durchstreift; ich bin nämlich von Antwerpen nach Brüssel, von da nach Löwen und von hier wieder nach Gent, Brügge und Ostende gereist. Je näher ich dem Meere gekommen, um so ausgeprägter habe ich auch noch das vlaemische Naturell und um so verbreiteter im Volke die vlaemische Sprache gefunden. In Brüssel selbst tritt diese immer mehr zurück; dort hat auch die untere Stadt, die sonst in dem Rufe stand, daß sie eine ganz andere Sprache rede als die obere, seit einem Menschenalter französisch gelernt, und es würde bald Mühe kosten, sich dort noch auf vlaemisch verständlich zu machen, wenn nicht immer frischer Zuzug aus den Provinzen ankäme. Selbst in den Elementarschulen Brüssels ist jetzt das Vlaemische nicht mehr Unterrichtssprache, und nur noch in einigen Kirchen der Hauptstadt wird hin und wieder auch in der Sprache des Volkes gepredigt. Unter solchen Umständen läßt sich leider von den Bestrebungen der ehrenwerthen Herren Willems, Conscience, van Kerckhoven &c. in Gent und Antwerpen für Wiederbelebung der vlaemischen Schriftsprache nur wenig erwarten. Wenn es ihnen gelingt, die auf eine ganz unglaubliche Weise in ihrer Grammatik und Rechtschreibung vernachlässigte Flämänderin wieder einigermaßen zu Ehren zu bringen, so daß sie nicht allzu sehr gegen die holländische Schwester zurücksteht, so dürfen sie sich Glück wünschen, aber das möchte wohl auch das Höchste seyn, was sie erreichen. Um in ihrer Sprache und Literatur selbständig zu werden, wie sie es in ihrer politischen Verfassung sind, müßten die Belgier Achtung vor der ersten besitzen und an die Möglichkeit der zweiten glauben; ihre Sprache jedoch wie ihre Literatur haben sie bereits seit Jahrhunderten an die Franzosen verrathen: schon die Burgundischen Herzoge hatten Antipathien gegen das deutsche Reich genährt, und als der deutsche Schwiegersohn Karls des Kühnen, der nachmalige Kaiser Maximilian I., die Vormundschaft seines Sohnes Philipp als Regent des Landes antrat, da wollten ihn die unruhigen flandrischen Bürger zwingen, jene Vormundschaft dem Könige von Frankreich zu überlassen, und viele Wochen hielten sie ihn darum auf der Cranenburg zu Brügge gefangen. Kaiser Karl V., obwohl ein geborner Flämänder, liebte doch die spanische und die französische Sprache mehr als die vaterländische. Nicht minder wurde durch die nachmaligen Statthalter, sowohl unter spanischer als unter österreichischer Herrschaft, das fremde Element stets begünstigt, und so ist es wohl kein Wunder, wenn die französischen Revolutionen von 1789 und 1830 in dem benachbarten Belgien nicht bloß Anhänger fanden, sondern auch völlig vernichtend auf die längst schon so gering geschätzte heimliche Sprache und deren Ausbildung wirkten.

Wenn ich daher auch in Allem das treffliche Buch, das Frau von Ploennies so eben über ihre vorjährige belgische Reise herausgegeben *)

*) Berlin bei Dunder und Humblot.